

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 40

Artikel: Die unterbrochene Rheinfahrt [Fortsetzung]
Autor: Schäfer, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644595>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 40
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
3. Oktober
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Am Wege der Zeiten.

Von Johanna Siebel.

Am Wege der Zeiten die Jahrsteine stehn;
Viel Steine zur Seiten ins Endlose sehn.

Am Wege der Zeiten die Stunde entschleicht;
Ein Markstein zur Seiten: das Ziel ist erreicht.

Ein Markstein zur Seiten: ein Jahr ist vollbracht.
In schweigenden Weiten das Neue erwacht.

Und haben im Alten uns Plagen begrüßt:
Wir haben für Zagen und Fehler gebüßt.

Vergebt und vergesst; gewillt und bereit,
Noch reicht uns die Spende die machtvolle Zeit.

Am Wege der Zeiten daher und dahin
Viel Steine zur Seiten ins Endlose ziehn.

Die unterbrochene Rheinfahrt.

Von Wilhelm Schäfer.

10

Er hatte aus seinem zwangsweisen Aufenthalt in dem Basler Pfarrhaus eine Auffassung von der Frömmigkeit als einer peinlichen Erfüllung drohender Vorschriften mitgebracht, die seiner Jugend in allen Instinkten zuwider gewesen war. Die Erbsünde und die ewige Verdammnis standen als Anfang und Ende darin und dazwischen lag das irdische Jammertal mit seinen Fallstricken für alles, was hell und vergnügung war. Nun gab ihm Schwester Marie das Bild eines Glaubens, der ein Stück Himmel auf Erden handfest umschloß: Ihr Gott war die unendliche Seelenfülle, davon sie in jedem Menschen, dem ärmsten an Geist und dem verkommensten, einen Teil wiederfand, und ihr Glauben stand so: daß jeder Einzelne diesen Teil, die Seele oder das Stück Gott in sich, so lebendig machen könne, daß er sich nicht mehr einsam und krank vor Heimweh nach einer unwirklichen Glückseligkeit, sondern erst recht auf Erden als Kind Gottes fühle. Jeder Mensch, auch der blödeste, trage ein Gefühl in sich, was gut sei, und ob dieses Gefühl — wie sie wohl wisse — bei den verschiedenen Völkern und in ihren Religionen verschieden wäre: das ändere nichts, weil es auf die Form nicht ankäme. Die wäre, wie der angeborne Körper und das Gehirn des einzelnen der persönliche Lebenszufall: aber das andere, das Gefühl selber, bliebe der Inhalt, das ewige Gesetz, das unersetzliche Stück Gottes in jeder menschlichen Existenz. Sie wisse, daß sie von nüchternen Natur und darum ihr Gott mehr praktisch als schwärmerisch wäre: aber da sie nie einen Jagdhund oder eine Blume mit dem himmlischen Heimweh oder gar sonst einen Pessimismus bemerkt habe, könne sie das menschliche Vorrecht dazu nicht einsehen. Jeder Einzelne habe die

Möglichkeit, durch gute Meinungen und Taten soviel Gott auf die Erde herunter zu bringen, wie seine Natur vertragen könnte; die Sehnsucht nach dem Himmel, die mehr wolle, sei eine Krankheit.

Und das Glück? fragte Johannes unbedacht, weil ihn die schweizerische Rechtschaffenheit und Demokratie von diesem Glauben ärgerte.

Glück ist Ordnung, wie Unordnung Unglück ist! Wer sich in seinen Sehnsüchten rechtschaffen zuleibe geht, sich nicht belügt und andern keine Täuschung vormacht, kann nicht unglücklich sein!

Sie war wirklich eine tüchtige Schweizerin, wie sie das sagte und dabei aufstand, Johannes dachte, daß ihre Seele wie ihre roten Hände blank gewaschen wäre: aber das wußte er auch, daß ihm niemals eine Scheuerfrau inwendig eine solche Ordnung herstellen könnte. Die Spaziergänge seiner selbstgefälligen Augen hatte sie ihm trotzdem verdächtig gemacht, nur war sein Kopf zu schwach, das auszudenken. Er wollte noch einmal schlafen, aber bevor sie ging, die ihm erst einen Vorhang vor die blaubelegten Gardinen zog, bat er die Ueberraschte, ihm Goethes Rheinreise aus seinem Ranzen oder sonstwie zu beschaffen: weil ihm bei ihren Worten eine Erinnerung an den heiligen Rochus durch den Kopf geflogen war, als ob der mit einem andern Glauben Gott in der Welt gesucht habe, der ihm bei seiner Abrechnung, die er nun kommen fühlte, doch eine Stütze sein könnte.

Es mußte die Wirkung einer Medizin sein, daß er auch in dieser Nacht traumlos schlief und am Morgen danach in seiner knabenhaften Gedankenspielerlei dalag; oder das Fieber hatte wirklich alles ausgebrannt? Am Nachmittag kam

Schwester Marie mit seinem Goethebuch; der Herr sei wieder draußen, er habe es gebracht. Er bat sie nochmals, ihn nicht herein zu lassen. Es ist kein Eigensinn, sagte er nachher zu ihr und wollte scherzen: der heilige Rochus brauchte nur ein Wort zu sagen und er wurde mit Ehren aus dem selbstgewählten Gefängnis geholt; mir aber läßt man nicht einmal die Freiheit, dieses Wort zu verschweigen.

Sie lächelte nachsichtig, da sie wohl wußte, daß es anders um ihn stand und daß er krank im Bett blieb, als ob ein Knabe die Schule fürchtete. Danach las sie ihm die Schicksale des heiligen Rochus vor: wie der inbrünstige Pilgrim unbekannt in die eigene Grafschaft heimkehrte und als Spion verdächtigt ins Gefängnis geworfen wurde, wo er fünf Jahre lang in allen Bitternissen glückselig blieb, bis ihm der Tod den Körper abnahm und seine befreite Seele das dunkle Kellerloch mit himmlischem Licht erfüllte, daran sein Volk den eigenen Grafen und dessen Heiligkeit erkannte. Sie las das mit dem schönen Brustton, den die bernische Sprache hat, aber auch mit den Rachenlauten und mit der Härte ihrer dreißig Jahre: doch rührte ihn das alles, von einer Frauenstimme gelesen, auf einmal tief und bis zum Weinen, weil er zum erstenmal den Sinn von solcher Weltflucht und die bescheidene Verwandtschaft der eigenen Einsamkeit und Sehnsucht damit erkannte.

Das ist ein anderer Glauben, Schwester Marie, als Sie ihn haben! Und als sie, das offene Buch noch in der Hand, bereit war, den ihrigen zu verteidigen, lächelte er ihr unter Tränen zu und bat sie wie ein Knabe, ihn nun allein zu lassen.

Es war eine Unruhe in ihm, mit diesen Dingen fertig zu werden, bevor die Wirklichkeit zurück kam: Denn was den heiligen Rochus in seine freiwilligen Leiden hinein gebracht hatte, darin sah er nichts anderes als die Bedrängnis seiner eigenen Jugend; der Heilige hatte sich nur mit seiner Inbrunst — wie die Schwester sagte — eine Ordnung daraus gemacht, indem die Seele ganz zu ihrem Ursprung, zu Gott, zurück floh und die Wirklichkeit nur als Gefängnis betrachtete, deren Leiden sie überwand, indem sie die als Prüfungen genoß. Das war wirklich eine andere Gläubigkeit als die rechtschaffene Moral der Schwester Marie und er ahnte die Ekstasen ihrer übermenschlichen Glückseligkeit, in einer solchen Einheit der Seele mit Gott über alle Qualen und Genüsse, wie über alle zweifelnden Gedanken und den Zwiespalt des Lebens als einer vorübergehenden Form hinaus zu sein. Nur daß Johannes sich — darin nun doch der Schwester Marie ähnlich — durch seine praktische Vernunft verhindert fühlte, solche Weltflucht mitzumachen.

Er mußte glücklich lächeln, als ihm das Beispiel des Philosophen von der Taube einfiel: die sich sehnte, einmal im luftleeren Raum zu fliegen, und nicht bedachte, daß sie ohne den Widerstand der Luft in ihren Flügeln hilflos am Boden läge. Nicht anders als diese Taube kam ihm die Weltflucht der Heiligen vor. Und als er nun nach der irdischen Lebenslust suchte, sah er, daß die beiden Konsequenzen des Lebens, allen Sinnen abgewandt — wie es der heilige Rochus wollte — oder wie ein Tier nur in den Sinnen lebend: ziemlich das gleiche Leben in Gott darstellten. Das zweite hatten die Gläubigen mit dem Paradies verloren — darum die Erbsünde — und das andere konnten

sie nie erringen — darum die ewige Verdammnis: der Sinn des menschlichen Lebens, das mit allen Ekstasen seiner Gefühle durch das Gehirn ebenso an die Wirklichkeit gebunden war, wie der Leib durch die Verdauung, konnte nur der sein, zwischen Gott und Tier dem dritten Reich der Menschlichkeit tapfer zu dienen.

Es war ziemlich dunkel geworden, als Johannes mit solchen — wie er wohl fühlte — knabenhaften Gedanken an dieses Ende gekommen war; und als er sich spöttisch fragte, was damit für ihn selber gewonnen sein könnte, mußte er entdecken, daß es nichts anders als die Weisheit seiner spazierenden Augen wäre: nicht von der Wirklichkeit aus sich selber, sondern von sich selber aus die Wirklichkeit zu betrachten. Mit dem glücklichen Gefühl, den Hebelpunkt zu haben, von wo aus er die Bedrängtheit und Sehnsucht seiner einsamen Seele ins Gegenteil eines freien und tapferen Gebrauchs der Wirklichkeiten verkehren könnte, schlief er ein.

Als er am vierten Morgen, diesmal nach dunklen Träumen, mit dem Gefühl einer Versäumnis erwachte und daß er sich nun vor der Abrechnung nicht mehr verstecken konnte: stand der Bartholomeus an seinem Bett. Sein erster Schrecken war, wie zerstört er aussah, als ob ihm selber das alles begegnet wäre. Er wandte den Kopf vor ihm ab zur Wand, dann aber reichte er ihm beide Hände hin und schämte sich nicht, daß ihm die Tränen immerfort an den Backen herunter liefen. Nachher fragte er ihn, ob er mit der Erlaubnis von der Schwester Marie hereingekommen wäre, und als der Hauslehrer den Kopf schüttelte, ruhte er nicht eher, bis er ihr klingelte. Während der ungelente Bartholomeus sich bei ihr entschuldigte und sie ihm, bis in den kastanienbraunen Scheitel errötend, nachträglich die Erlaubnis gab, hatte er Zeit gehabt, sich seine Taktik zu überlegen; denn daß der Hauslehrer nicht ohne entscheidende Nachrichten eingedrungen wäre, dachte er sich gleich.

Er sagte ihm also, als die Schwester wieder draußen war, indem er auf dem Rücken liegen blieb und seine Hände flach auf die Decke legte, daß er sich noch zu schwach fühle, aufzustehen. Der andere reichte ihm statt einer Antwort ein bestempeltes Altpapier hin, und als er zögerte es anzunehmen: Der Haftbefehl sei aufgehoben.

Gegen welche Kaution? fragte Johannes zurück, ohne das Papier anzusehen.

Schwester Marie habe ihm schon gestern gesagt, daß er eine Kaution nicht möchte; es wäre auch so gegangen, da kein Fluchtverdacht vorläge. Die andern kämen wahrscheinlich ebenso frei bis auf einen, der mit ihm hier im Krankenhaus läge und eine Schädelverletzung hätte.

Pflegt ihn Schwester Marie auch? fragte Johannes erschrocken, aber um ganz anderer Dinge willen, und bat den Hauslehrer, ihn jetzt zu verlassen, und in einer Stunde abzuholen; dann sei er bereit, mit ihm zu gehen.

Daß der Küfer Anton neben ihm lag, womöglich Wand an Wand, hatte ihm mit einem Schlag den ganzen Spuf der Wirklichkeit zurückgebracht: Die Frau war wieder da und die Regennacht in der Hedenlaube, die beiden Toten im Wald, die nun wohl begraben waren, die Gouvernantenwirtin und ihre blonde Tochter, die grauen Giebel an den trüben Gassen, die Schiffe mit der Ziehharmonika und dem bellenden Hund, hundert Gesichter von Männern und Frauen, die er von seinen Gängen kannte, ohne ihren Namen zu wis-

sen, und der Schwarzbärtige Gendarm mit der Furcht im Gesicht, als er die Schüsse abgab: wie ein Krähen Schwarm auffliegt, war das auf einmal in seiner Erinnerung. Er wurde bitter über sich, daß er in der sauberen Krankenschwäche dagelegen hatte, als ob alles nur ein gelesenes Buch gewesen wäre.

Stillschweigend stand er auf und fand auch seine Kleider schon auf einen Stuhl gelegt; als er sie anzog, merkte er, wie schwach und trocken ihm die Gelenke geworden waren und daß es seine Nerven schlimm angepackt hatte. Die Nase freilich war durch die kühlenden Umschläge der Schwester Marie fast abgeschwollen, wie er im Spiegel sah; nur gelb und grün gemalt. Als er sich angezogen hatte, war der Schwindel fort; er ging ein paarmal ins Zimmer und prüfte, wie sich dabei ein Fuß vor den andern stellte. Dann setzte er sich ans Fenster und sah mit der Verwunderung hinaus, noch immer in Klingebach zu sein. Der Blick ging in einen engen Garten hinunter und über die grauen Dächer fort gegen eine silbrige Schieferwand, davor stand schlank und grün die Figur einer jungen Pappel, die sich leise rechts hinüber neigte und nur manchmal wieder aufrichtete. Es geht Nordwind, dachte er und öffnete das Fenster, weil er das Geriesel in den Blättern hören wollte. Statt dessen hörte er eine Kreissäge, immer mit demselben ansteigenden Getreisch, bis das Holz durchschnitten war.

Die Welt geht weiter, sagte er, und ihr Zifferblatt steht blank trotz meinen rostigen Gedanken; ich werde mein Räderwerk auch wieder aufziehen müssen. Er war erstaunt, wie wenig er sich in diesem Augenblick von allem, was er in den Tagen gedacht hatte, lebendig machen konnte; es lag irgendwo auf dem Grund bei ihm, aber er wußte, daß es dalag und das gab seiner Verzagtheit doch ein Gefühl, auf sicheres Land zurückspringen zu können, wenn es zu schlimm würde.

Pünktlich nach einer Stunde war sein Hauslehrer da. Nun geht es wieder an, sagte er zu ihm, lernen, spazieren, schlafen, alles nach der Uhr: ich will nicht störrisch sein. Nur bin ich noch nicht fertig in Klingebach, und fortlaufen kann ich nicht. Wir müssen vorher auf die Bleyburg hinauf.

Draußen war die Luft kalt und mit Wolkenmassen bewegt; er fühlte, wie sie vom Wind gedrängt zwischen den Wänden und Dächern sonderbare Arabesten machte, bald steil auf jagte wie in einem Kamin, dann niederfiel wie ein Tuch. Trotz seiner Tapferkeit war es ihm unwirklicher als jemals vorher, wie sie nun dahin gingen. Eigentlich ist es gar nicht so wahr, daß wir Menschen ein Bewußtsein haben, dachte er; das Tier, wenn es läuft oder in der Sonne liegt, mag seiner bewußt sein, es hat kein anderes Gefühl als sein eigenes: wir Menschen tragen in unserm Kopf ein ganzes Warenlager von eigenen und fremden Erlebnissen, von Gedachtem und Gelesenem herum; wir haben unserm Bewußtsein seine Lebensräume genommen, daß es sich irgendwo in ein Oberstübchen verkrochen hat. Da leuchtet es manchmal — wenn wir recht im Werk sind — verflohen mit einer Laterne durch ein Loch in der Decke herein und läßt sich ein ganzes Theater vormachen. Wir selber und die Wirklichkeit, das ist gar nicht zweierlei: nur der Warenspeicher, in dem das Oberstübchen versteckt ist, und das Hauptbuch dazu, was wir unsere Gedankenwelt nennen: das ist das fremde. Was wir fühlen oder wollen, das

sitzt uns im Blut, bevor die Laterne sich oben die passenden Gedanken dazu ausgesucht hat; und das wirkliche tun wir dann, wenn die Laterne einmal mit uns geht, ganz unbewußt — oder eigentlich bewußt — statt in dem Gerümpel zu suchen. Wer aber kann die Verantwortung übernehmen, wo wir alles erleben und nichts tun?

Erst als sie, den stillen Zickzackweg hinauf, auf der Burg angekommen waren, fand er sich aus dem Schwall zurecht. Er hatte wohl bemerkt, wie die Blicke seines Begleiters schwer von Fragen an ihm hingen: Was mag mit ihm gewesen sein? Doch war die Zeit noch nicht so weit, davon zu sprechen.

Wie er dann aber von der vorderen Burgstraße wieder hinuntersah auf die grauen Dächer, wie aus dem Torweg hinter ihm die Erinnerung mit Lärm und Leben trat und unten das Dach des Malermeisters war: stand er für einen Augenblick erschüttert mitten in der Wirklichkeit. Es ist kalt hier draußen, sagte er und glaubte wirklich in dem Wind zu frösteln, wir wollen eine Flasche Rotwein in der Burgwirtschaft trinken! Und als der Hauslehrer erschrocken abwehrte, ob das gut sei am Morgen? zögerte er nicht, auch ihm die Worte des Weihbischofs zu wiederholen: „Denn der Fall ist äußerst selten, daß der grundgütige Gott jemand die Gnade verleiht, acht Maß trinken zu dürfen, wie er mich, seinen Knecht, gewürdigt hat.“

Der Bartholomeus mußte das für Uebermut und Knabenhaften Leichtsinn, wenn nicht für etwas schlimmeres halten — wenigstens sah er ihn hilflos durch seine Brille an — Johannes aber, der vorher nur mit böser Scheu an der Burgwirtschaft und ihren Erinnerungen vorbeigegangen war, hatte nun den Mut tapfer in beide Hände genommen: nicht nur dahinein, sondern auch in das Haus des erschossenen Malers zu gehen; weil er entschlossen war, sich nichts zu ersparen, nachdem er sich nichts versagt hatte.

VIII.

So saß er wieder in der Burgwirtschaft, aber es war kein Wetter für die Reblauben; der Wind riß an den dünnen Ranken und jagte Papierfetzen mit trockenem Laub unter den Tischen her wie im November. Sie wurden eine Stiege hinaufgewiesen in ein Erkerstübchen, das ehemals der Ausgang für das äußere Burgtor gewesen war und jetzt mit altmodisch aufgeputztem Kram als Trinkstube für solche Fremden diente, die ihren Wein romantisch trinken wollten, und das auch so mit Sprüchen und Malereien aufgeputzt war.

Die Bilder sind noch vom Merse, vom Christian, erklärte der Wirt, der immer noch derselbe grämliche Kerl war, und sah sie beide an, als ob ihm ein Licht aufginge. Johannes merkte, daß er zögerte, sie zu bedienen, und als er doch unschlüssig mit der Bestellung abgegangen war, mußten sie lange warten, bis das Mädchen erschien, das sie heraufgewiesen hatte: Sie habe den Wein nach unten in die Stube gebracht, hier oben sei der einzige Tisch für eine Herrschaft bestellt, die da zu Mittag essen wolle. Es war ein schmudeliges Ding mit nasser Schürze, das augenscheinlich irgendwo am putzen und durch die Störung oder sonst geärgert war.

Als sie noch zögerten, ob sie weggehen oder der unliebenswürdigen Aufforderung überzusiedeln entsprechen sollten, kamen unten Stimmen und gleich darauf sprang, von



Ragusa an der Adria.

Auf Klippen hinausgebaut, auf Berghänge hinaufgeschoben, von wuchtigen Seltungsmauern umgürtet, träumt diese Stadt von ihrer romantischen Vergangenheit.

Ragusa,

der Zauber am Adriatischen Meer.

Text und Photos von Steffi Schaffelhofer.

Es ist schwer, den gewaltigen Eindruck in Worte zu kleiden, den man zum erstenmal von Ragusa, dem slavischen Dubrovník, empfängt. Nach einer zweiunddreißigstündigen gottvollen Fahrt durch die Adria mit einem der schlanken Eildampfer der „Zadranska Plovodba“, immer schön längs der jugoslavischen Küste, vorbei an der vielgestaltigen Inselwelt Dalmatiens, hat man sich langsam daran gewöhnt, die Blütenpracht und den Zauber, der über dieser märchenhaften Küste schwebt, als etwas Selbstverständliches hinzunehmen.

Und doch ist Ragusa ein Blickwunder, das man sein Lebtag nicht vergessen wird. Ueberragt von den Gipfeln grauer Berge, repräsentiert sich Dubrovník als eine der schönsten Städte Europas. Geschützt nach allen Richtungen hin gegen die rauhen Stürme des Nordens, strömt diese einzigartige Stadt ein wunderbares Fluidum gleichsam einer entzückenden Frau aus.

ihrem Herrn vergebens zurückgerufen, eine graue Dogge die Treppe herauf, ein schönes Tier, das sich unruhig unter dem Tisch herwühlte. Es machte nichts, die Herren gingen doch hinunter, hörte Johannes den Wirt nicht mit besonderer Zurückhaltung sagen; bald darauf kam aus der Treppe, die unvermittelt in den Raum hinein führte, ein mit derber Eleganz gekleideter Mann von vierzig Jahren herein, mässig in den Schultern, mit einem viereckig geschnittenen blonden Vollbart. Er bat trotz dem Wirt höflich um Entschuldigung, daß er stören müsse, es dauere nur ein paar Minuten; dann gab er allerlei Anweisungen über die Gedecke, wobei Johannes ebenso seine breite Männerhand wie die klangvolle Stimme bewundern mußte, legte noch einen Fliederstrauch in eine der tiefen Fensterbänke, verbeugte sich wiederum höflich gegen die beiden und ging seine Dogge rufend hinunter, von dem Wirt mit der Kappe in der Hand ebenso devot bedient, wie er vorher mürrisch gewesen war. Gleich darauf brachte das Mädchen, diesmal mit einer weißen Schürze, den Wein herauf: Sie könnten verläufig bleiben, habe der Herr gesagt.

Welcher Herr? fragte Johannes und war gereizt genug, sie mit dem Wein wieder fortzuschicken. Der junge Merkelbach, der Sohn vom Besitzer, sagte sie vertraulich flüsternd vor Ehrfurcht. Nun mußte Johannes zornig lachen und als er mit dem Bartholomeus anstieß, konnte er sich nicht enthalten, ihm zu sagen: daß er nichts abscheulicheres in der Welt beobachtet habe, als wenn ein Mensch vor dem andern devot sei, wie das hier eben geschehen wäre.

Er wußte zunächst nicht, was dem Hauslehrer ankam, als er ihn mit zuckenden Lippen ansah, sein Glas wieder hinstellte, ohne zu trinken, und ans Fenster trat.

Wir geht es auch so, sagte er da mehr gegen die neu-modischen Bugenscheiben als zu ihm: Vor drei Tagen habe ich gerade so vor Ihrem Onkel, dem Herrn Kommerzienrat, gestanden. (Fortsetzung folgt.)

Von dem nüchternen Gruz, seit jeher der Hafen Dubrovníks, führt eine etwa dreieinhalb Kilometer lange Eichen-Allee in ziemlich starker Steigung bergan. Auf dem höchsten Punkt der Straße angelangt, öffnet sich dem Wanderer eine Welt der Wunder allergrößten Stils, und eine Flora in niegeschauter Prachtentfaltung erfreut das Auge. Blumen in den feurigsten Farben, riesige Königs- und Dattelpalmen, haushohe Zypressen, Orangenbäume mit leuchtenden Früchten und Rosen, Blütenbündel und Duft und Farben. Und als Krönung über all dem das sinnbetörende, berück-phantaistische, blaue, große, unendlich weite — Meer. Unter einem ewig lächelnden, ewig klaren, ewig sonnigen Himmelsbogen.

Inmitten dieses gewaltigen Naturgartens liegt in bezaubernder Herrlichkeit die Perle der Adria, das mauerumgürtete und von grauen Felsen umschlossene Ragusa.

Viele Jahrhunderte brausten über diese Stadt hinweg, schreckliche Erdbebenkatastrophen, Feuersbrünste und Sturmgewalten suchten die Stadt heim, doch nichts vermochte deren Eigenart zu ändern. Nur wenige Städte der Welt gibt es, die ihr mittelalterliches Gesicht so vollständig in die Neuzeit übertragen haben, wie diese Stadt. Nicht hinter den mächtigen Schutzwällen aus Quadern, die noch aus den Zeiten der Römer stammen, stürzt die Felsenküste turmhoch in das Meer und jahraus, jahrein, umbranden die Wogen der Adria die zerrissenen Klippen und das zerklüftete Ufer.

Der Atem des Meeres nimmt hier sichtbaren Ausdruck an, geht tief und breit ...

Durch das in seiner Einfachheit wuchtig wirkende Pile-Tor betritt man die eigentliche Stadt. Umgeben von dickeren Mauern und mittelalterlich grauen Wachtürmen, bewachsen mit Moos und überwuchert von Efeu, führt der Weg durch das Zid-Zad des Tores hindurch zur Hauptstraße, der Placa Kralja Petra. Gleich bei Beginn der Wanderung ist man überwältigt von der Wucht des herrlichen Onofrio-Brunnens, einem Kunstwerk der Renaissance. Gegenüber dem Brunnen erhebt sich das Franziskanerkloster mit dem renovierten Glockenturm und dem prächtigen gotischen Portal. Im Innern des Klosters befindet sich ein einzigartiger Kreuzgang aus zierlichen